Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 64 (1984)
Heft: 4

Rubrik: Kommentare

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kommentare

Von der Rhetorik zur Politik

Ein kleiner friedliebender, antitotalitärer und europäischer Katechismus

Nun sind die europäischen Mittelstreckenwaffen da – aber auch wir sind noch immer da. Die apokalyptischen Vorahnungen der einen wie der andern, dass es unmöglich sei, den NATO-Beschluss gegen den Widerstand der Pazifisten durchzusetzen, oder dass die Folgen – vom Einfrieren der deutsch-deutschen Beziehungen bis zum dritten Weltkrieg – fürchterlich sein würden, haben sich nicht verwirklicht. Im Gegenteil, im Westen scheint die Raketen-Affäre in mancher Hinsicht schon der Vergangenheit anzugehören. Das Verhalten der Sowjets hat offenbar in erster Linie Bewegungen in Osteuropa hervorgerufen. So ist die von François Mitterrand beklagte Asymmetrie (im Osten Raketen, im Westen Pazifisten) zwar im Grunde noch vorhanden, doch sie beginnt sich abzuschwächen. Von nun an gibt es eine Anzahl von Mittelstreckenwaffen im Westen (wenn auch viel weniger als SS-20 im Osten) und Pazifisten im Osten (ebenfalls viel weniger als im Westen), ja, sogar eine gewisse offizielle Unsicherheit. Die NATO scheint mit der Raketen-Krise besser fertig zu werden als der Ostblock.

Für die Atlantiker und die Reaganisten entsteht daher die Versuchung, sich zu freuen, dass das Unwetter vorbeigezogen ist und sich die feste Haltung bezahlt gemacht hat, während die Pazifisten sich damit trösten können, dass ihre Bewegung sich nicht ganz so, wie es den Anschein hatte, auf einer Einbahnstrasse bewegt hat, und dass die Raketen-Affäre, die zu einer gewissen Destabilisierung im Osten führte, dennoch durch den Widerstand gegen die Militaristen im Lager der beiden Grossen den Gedanken an ein Europa reifen liess, in dem Bewegungen in der Bevölkerung und die nationalen Interessen der Spaltung in zwei Blöcke ein Ende bereiten würden.

In beiden Fällen darf die Richtigkeit der Beobachtungen – von relativ kurzer Dauer, was die Stabilität des Westens anlangt, von sehr viel längerer, was die Gärung im Osten betrifft – nicht den sehr viel grösseren Anteil an Illusionen vergessen lassen, den sie nach sich ziehen können. Im Westen hat der Pazifismus zwar eine Bataille verloren, aber der strategische Konsens deshalb noch keineswegs den Krieg gewonnen. Im Gegenteil, die Krise der europäischen Raketen hat eine zweifache europäische Vertrauenskrise (gegenüber den USA und gegenüber den Kernwaffen) offenbart, die sich normalerweise in den künfti-

gen Diskussionen über die Strategie der NATO und auch Frankreichs selbst bemerkbar machen muss.

Im Osten wird die sowjetische Vorherrschaft, die sowohl den Prager Frühling wie Solidarnosč überlebt hat, weder durch den Einsatz von ein paar hundert jungen Protestanten in der DDR in Frage gestellt noch durch die Seelenzustände in den Regierungen von Satellitenstaaten, die auf ihre eigene Propaganda hereingefallen sind oder sie dazu verwenden, sich einen kleinen Freiraum zu verschaffen und ihre westlichen Nachbarn zu beeinflussen. Im Gegenteil: Moskau hat, gemäss einem klassischen Mechanismus, jedwede Gelegenheit, die ihm heute prekäre Situation auf längere Sicht auszubeuten und die antinukleare Stimmung wie die Hoffnung auf ein geeintes Europa zugleich auf die Wiederaufnahme seines zur Zeit gescheiterten Dauervorhabens zu richten: die atomare Entwaffnung und Neutralisierung eines Europa, das es dann dank seiner regionalen und konventionellen Überlegenheit beherrschen kann.

Der Sieg, den der Atlantikpakt im Streit um die Mittelstreckenwaffen auf europäischem Boden errungen hat, ist um so kostbarer, als er einer doppelten Entwicklung entgegensteht: einmal einer globaleren Strategie der USA, die sich mehr dem Pazifik und Lateinamerika zuwendet, und zum anderen der stärkeren Orientierung der Bundesrepublik Deutschland nach Mitteleuropa, bei der sie weniger als früher geneigt ist, ihre Beziehungen zur UdSSR und der DDR aufs Spiel zu setzen. Doch diese vorläufige Überwindung der Gefahr, sich von Amerika abkoppeln zu lassen und sich eigenhändig zu «finnlandisieren», hat nur einen Sinn, wenn die gewonnene Zeit für eine langfristige Strategie genutzt wird. Aber gerade daran scheint es heute auf allen Seiten zu fehlen.

Man hat den Eindruck, dass die Amerikaner dazu neigen, der technokratischen Versuchung zu unterliegen, alles einerseits im Licht des militärischen Stärkeverhältnisses und anderseits der neuen technischen Entwicklung zur Präzision zu sehen. Die «Friedensbewegung», speziell in Deutschland, scheint manchmal der entgegengesetzten Versuchung einer romantischen Mystik zu erliegen, die alle Kernwaffen und die gesamte technische Zivilisation als Anschlag auf die Reinheit der Natur und die Echtheit der deutschen Seele verurteilt. Man hält ihr den Glauben an die friedlichen Absichten der UdSSR oder doch an die Politik der Bergpredigt oder die erlösende Kraft der Ökologie entgegen.

Die für die Franzosen spezifische Gefährdung liegt in der Rhetorik: die Gefahr eines Krieges, das ungleiche Kräfteverhältnis, die Unmoral der Bombenangriffe auf Unschuldige werden in der offiziellen Auffassung zu Reden auf die Nichtkriegführung, auf die Verweigerung der Schlacht, die Abschreckung des Schwachen gegenüber dem Starken, den Schlag gegen die Bevölkerung. Ohne Zweifel ist das einer der Schlüssel für den Konsens der Franzosen. Die «Deuxième Gauche», deren Originalität auf diesem Gebiet darin liegt, eine grössere pazifistische und ökologistische Sensibilität und eine bestimmtere antitotalitäre Haltung als die übrigen Sektoren der öffentlichen Meinung miteinander

zu vereinen, hat das grosse Verdienst, das offizielle Gespräch auf die menschlichen Realitäten zurückzuführen, die gern verdunkelt werden: auf die Staatsbürger, die es zu mobilisieren gilt, auf die Bevölkerungen, die dem Totalitarismus bereits anheimgefallen sind und die unseren Repressalien zum Opfer zu fallen drohen, wenn die Abschreckung scheitern sollte.

Ihrerseits gerät jedoch diese Linke leicht in die Gefahr, der Magie des Wortes zu unterliegen, indem sie entweder glaubt, dass es genüge, die Demokratie und die Selbstverwaltung, die Gesellschaft und die autozentrierte Entwicklung zu beschwören, um die bösen Geister der Autorität und des Konflikts, der Macht und der zwischenstaatlichen Rivalität auszutreiben, oder auch indem sie meint, dass es genüge, die Sympathie mit den westlichen Pazifisten und den östlichen Dissidenten in sich zu vereinigen, die Verurteilung der Pershings mit der der SS-20, oder womöglich aller nuklearen Waffen und des ganzen Totalitarismus, um ein Gleichgewicht zu erzielen, das sich von den blossen guten Absichten, den eingebrachten Anträgen und den Manifestationen unterscheidet. Es ist klar, dass nur eine politische Strategie sich bemühen kann, die Technik, die Mystik und die Rhetorik zu integrieren, indem sie über alle drei hinausgeht und eine «andere Ordnung», ein anderes Gleichgewicht anstrebt, das zugleich für den Frieden, die Unabhängigkeit und die Freiheit befriedigender ist. Doch dazu muss sie – und wäre es nur, um sie zu überwinden – die verwickelten Gegebenheiten und widersprüchlichen Strömungen bedenken, welche die europäische Situation bestimmen, bei der sich alle Perspektiven grundlegend verändern, je nachdem, ob man den Akzent auf den oder jenen Gesichtspunkt legt oder ob man sein Augenmerk auf die unmittelbare Gegenwart, die Langzeitentwicklung oder eine mittelfristige Phase lenkt.

Pazifismus, Neutralismus, Nationalismus

Die drei Probleme, die man auseinanderhalten muss, um sie dann besser miteinander zu vereinen, sind Krieg und Frieden, Freiheit und Totalitarismus, nationale und europäische Unabhängigkeit von den beiden Supermächten. Sie entsprechen den drei wesentlichen Dimensionen des europäischen Systems: dem militärischen Gleichgewicht, der Politik der Nationen oder Staaten und der ideologischen, kulturellen, wirtschaftlichen Entwicklung. Sie geben den drei Strömungen freien Lauf, die man häufig miteinander verwechselt und die sich manchmal vereinigen und manchmal bekämpfen: dem Pazifismus, dem Neutralismus und dem Nationalismus.

Häufig stehen die deutschen Pazifisten, die immer beteuern, hauptsächlich von der Furcht vor dem Atomkrieg motiviert zu werden, in dem Verdacht, in erster Linie, sei es nun bewusst oder unbewusst, aus dem Bedürfnis nach einer nationalen Identität zu handeln, das sich gegen das westliche System zu wenden droht. Umgekehrt meint man, dass die Franzosen durch die halb nationalistische, halb neutralistische Kur, die de Gaulle ihnen verschrieben hat, gegen die Verlockung des Pazifismus immunisiert worden sind, während ein Land ohne

Atomwaffen, geteilt, nur von anderen geschützt, und in dem der Nationalismus durch die Nazis in Misskredit gebracht wurde, sein Nationalgefühl nur noch indirekt in der Form des Pazifismus ausdrücken kann.

Auf alle Fälle ist es sicher, dass die West- wie die Ostdeutschen in der ersten Phase des Kalten Krieges unter dem Primat des ideologischen Widerstands aufwuchsen, während die Franzosen mehr den Ton auf die gleichbleibenden Eigeninteressen der Nation legten. Heute dagegen vollzieht sich, jedenfalls im Innern der Linksparteien, in beiden Ländern eine gewisse Umkehrung: mehr und mehr Deutsche entdecken das nationale Wohl und verkünden den Niedergang der Ideologie, während immer mehr Franzosen in Verbindung mit dem Totalitarismus und den Menschenrechten ihrerseits die Bedeutung der Ideologie wiederentdecken.

Hier soll nicht versucht werden, eine Strategie zu erarbeiten. Doch möchte ich immerhin einen Rahmen aufstellen und einige Anhaltspunkte für diese Analyse geben, indem ich die drei Probleme mit den drei Dimensionen der langen Dauer, der kurzen und der mittleren Frist verbinde.

Was Krieg und Frieden angeht, so scheint mir das zentrale und dauerhafte Element aus den Begriffen des Gleichgewichts und der Abschreckung gebildet zu werden, und aus dem Vorhandensein der Kernwaffen. Bis zur Stunde haben diese Waffen eine eher stabilisierende Rolle gespielt, wahrscheinlich sind sie der wichtigste unter den Faktoren, die bisher den dritten Weltkrieg verhindert und Europa schon seit einer ganzen Generation die Kriege erspart haben, die es früher erlebt hat und die heute die andern Kontinente durchmachen. Nichtsdestoweniger wäre es besser gewesen, wenn man sie nicht erfunden hätte, weil sie für unseren Planeten dank ihrer radikalen Durchschlagskraft ein unerhörtes Risiko darstellen. Doch ob man sie nun für wünschenswert oder nicht hält, sicher ist, dass es ebenso unmöglich ist, sie wieder abzuschaffen wie ihre Erfindung ungeschehen zu machen. Ebenso scheint, im Gegensatz zu päpstlichen und bischöflichen Verlautbarungen und zur traditionellen Auffassung der Linken, die Ablösung des Gleichgewichts der Mächte durch eine universale Republik oder eine internationale Organisation auf der Grundlage der kollektiven Sicherheit dem ureigentlichen Wesen der internationalen Ordnung zuwiderzulaufen.

Aber daraus folgt noch keineswegs, dass man das Gleichgewicht unter den Staaten mit der nuklearen Abschreckung und diese wiederum mit der Androhung der oben erwähnten Repressalien in eins setzen kann. Im Gegenteil, es sieht sehr danach aus, als ob die technische Entwicklung aus der Epoche, in der die Bedrohung der Zivilbevölkerung in den Vordergrund geraten ist, eine Art Zwischenspiel von der Dauer eines halben Jahrhunderts sein wird, und dass die revolutionierende Entwicklung der Präzision und der Kontrolle, mindestens so bedeutsam wie die der Sprengkörper, wieder die militärischen Objekte zu Angriffszielen machen wird.

Kehren wir also zur klassischen Form des Krieges zurück? Werden wir futuristische Kämpfe im Weltraum führen? Wird die Abschreckung durch die Möglichkeit glaubhafterer und weniger unmoralischer

Repressalien verstärkt? Oder wird sie dadurch vermindert, dass man den Vorteil des Erstschlags neu entdeckt? Niemand kann wissen, was uns durch das Zusammenwirken von technischem Fortschritt, politischen Interessen und menschlicher Psychologie noch bevorsteht. Vorhersehen lässt sich jedoch, dass keine Beschwörungen diese Entwicklung zum Stillstand bringen werden, noch dass auf der andern Seite die Fortschritte in der konventionellen Bewaffnung oder der noch ganz hypothetische Ausbau der Anti-Flugkörper-Waffen die Gefahren einer unkontrollierten Eskalation und damit der Zerstörung des Planeten abwenden kann. Diese Gefahr wird in der vorhersehbaren Zukunft unwandelbar den Horizont der internationalen Politik und des Menschengeschicks beherrschen.

Doch wie jeder Staat eine Armee und eine Polizei hat und nur die Militär- und Polizeistaaten daraus ihre Basis und das aktivste und sichtbarste Bindemittel machen, so muss das ganze Bemühen der internationalen Politik darauf zielen, den Anteil des militärischen zugunsten des Zivilbereichs, den der nuklearen Waffen zugunsten der konventionellen und den der Repressalien gegen unschuldige Zivilisten zugunsten der Verteidigungsmassnahmen gegen Angreifer zu vermindern.

Drei Bemerkungen: Die Auswirkung der neuen Techniken wird sich hauptsächlich erst in den kommenden Jahrzehnten bemerkbar machen. Wenn heute schon bestimmte Waffen einen destabilisierenden Effekt und andere wieder einen restabilisierenden haben können, so liegt das überwiegend auf der politischen Ebene. Die Pershing II steigern nicht die Kriegsgefahr – weder dadurch, dass sie den Amerikanern, wie die einen behaupten, im Angriff auf Moskau die Fähigkeit zum Erstschlag geben, noch dass sie ihnen erlaubten, einen Atomkrieg auf Europa zu beschränken. Umgekehrt gestatten die neuen konventionellen Techniken nicht, bei der Verteidigung Europas auf die Kernwaffen zu verzichten.

Die strategische Diskussion im Innern der NATO ist viel komplexer, verworrener und weniger polarisiert, als man gewöhnlich annimmt. Zwischen den Anhängern der nuklearen und der konventionellen Waffen, einer defensiven und lokal begrenzten Haltung und einer Gegenoffensive gegen die sowjetischen Armeen der zweiten Angriffswelle (in Osteuropa und im europäischen Russland), sowie den Parteigängern von Flugkörpern oder Flugzeugen gibt es Meinungsverschiedenheiten, die sich auf Amerikaner und Europäer, die Berechnungen der Militärs und die verschiedenen Tendenzen der öffentlichen Meinung innerhalb der einzelnen Länder verteilen.

Unterwegs zu Verhandlungen

Die wahrscheinlichen Entwicklungslinien – teils in technischer Hinsicht, teils auf der strategischen Ebene – drängen einerseits die Notwendigkeit zu Rüstungsverhandlungen auf, nicht um die technischen Fortschritte aufzuhalten, aber um sie lenken zu können, anderseits aber auch zu einem Überdenken der westlichen Strategie, vor allem im Sinne einer europäischeren Orientierung der jeweiligen deut-

schen, französischen und möglicherweise auch englischen Strategie.

In beiden Fällen deuten sich Fortschritte schon an. Nach vielen drohenden Reden werden sich sowohl die Sowjets wie die Amerikaner im Laufe der nächsten beiden Jahre unweigerlich auf eine Wiederaufnahme der Verhandlungen einstellen. Auch bei den Europäern steht das Thema einer zunehmenden Zusammenarbeit angesichts der neuen Situation auf der Tagesordnung. Doch in beiden Fällen brauchen die Logik und die gute Absicht nicht unbedingt die Oberhand über die auseinandergehenden Interessen und die Langsamkeit der Bürokratie zu gewinnen.

Zum dritten endlich: die ernsthafteste und dringendste Gefahr eines Krieges – einschliesslich des atomaren und allgemein ausgeweiteten Krieges – liegt weder in Europa noch bei dem nuklearen Wettrüsten. Wo die beiden Supermächte und ihre Atomwaffen sich gegenüberstehen, ist ein Walten der Vorsicht unendlich wahrscheinlicher als an jedem anderen Punkt des Erdballs und zu jeder anderen geschichtlichen Epoche. Die wahre Gefahr liegt in jenen Gebieten, in denen die beiden Grossen präsent sind, ohne dass man wissen kann, in welchem Masse sie ihre Verbündeten im Zaum halten und wie weit sie zu ihrer Verteidigung gehen würden. Dort könnte ein lokaler und mit konventionellen Waffen ausgetragener Konflikt leicht zur Katastrophe ausarten. Unter diesem Gesichtspunkt ist die Situation im Nahen Osten und besonders im Libanon besonders bedrohlich. Doch selbst auf diesem Schauplatz ist das Verhalten der Supermächte zurückhaltender als ihre Äusserungen. Gerade in solchen Situationen aber sind das gegenseitige Misstrauen und die Verärgerung grösser und damit die Aufgabe eines Dritten zur Rettung des Friedens wichtiger denn je.

Der zweifache west-östliche Gegensatz

Der west-östliche Gegensatz hat zwei Aspekte, den geopolitischen und den ideologischen. Beide entsprechen menschlichen Auffassungen und einer strukturellen Notwendigkeit. Auf der einen Seite ist das Rivalitätsverhältnis der Mächte und die gelegentliche Umgruppierung in zwei Koalitionen um die Führungskräfte seit dem Wettstreit zwischen Athen und Sparta unverändert geblieben. Auf der andern Seite droht der Freiheit immer grosse Gefahr von aussen wie von innen. Es fragt sich nun, in welchem Masse der geopolitische Gegensatz der beiden Supermächte mit dem ideologischen Gegensatz von Freiheit und Totalitarismus zusammenzufallen bestimmt ist, und auf wie lange Dauer.

Für Reagan, für die UdSSR und für viele Parteigänger des einen wie der andern sind die beiden Gegensätze identisch. In San Salvador wie in Berlin, im Tschad wie in Vietnam stehen sich in den Augen der einen die freie Welt und der sowjetische Imperialismus, und in den Augen der andern der amerikanische Kapitalismus und die anti-imperialistischen Kräfte gegenüber. Gewisse Leute sehen es ganz anders, und halten wie Peter Bender, dessen Buch «Das Ende des ideologischen Zeitalters» innerhalb der SPD sehr einflussreich ist, den ideologischen Konflikt für beendet. Für sie

stehen die europäischen Länder im Osten wie im Westen, besonders in Mitteleuropa, nur noch im Bann ihrer nationalen Interessen und der wirtschaftlichen Konvergenz. Bestehen bleibt nur die Rivalität der beiden Supermächte auf dem Gebiet der Rüstung und in bezug auf die Dritte Welt, doch das geht die Europäer im Grunde nichts an.

Ich halte beide Auffassungen für falsch und schädlich. Die eine führt zum Schwarzweissdenken, die andere zum Neutralismus. Tatsächlich bleibt die Natur des sowjetischen Regimes und seine Herrschaft über Osteuropa, im Unterschied zu einer in der deutschen Linken zunehmend verbreiteten Ansicht, zutiefst mit einer ideologischen, totalitären und expansionistischen Kraft verbunden. Das bedeutet nicht, dass alle tyrannischen Regime kommunistisch seien. Doch ist die verwickelte Situation in der Dritten Welt noch keine Entschuldigung, sich neutralistisch in Europa zu verhalten, wo sich die militärische Gefahr und die politische Unterdrückung deutlich genug im Osten abzeichnen. Im übrigen kann man wohl sagen, dass die UdSSR immer auf der falschen Seite liegt (denn die traurige Erfahrung lehrt, von Vietnam bis Nicaragua, dass die in das sowjetische System eingehenden Regime, mögen sie auch durch eine soziale und nationale Revolution an die Macht gekommen sein, im Totalitarismus enden). Das will nicht besagen, dass die Vereinigten Staaten stets auf der richtigen Seite stehen.

So manche rechten Diktaturen, die von den USA unter der Massgabe unterstützt werden, dass sie eher autoritär als totalitär seien und die weniger unumkehrbar festgelegt scheinen als die kommunistischen Regime, sind noch willkürlicher und blutiger als diese. Im Kampf um die Freiheit und die Menschenrechte kann zwischen den einen und den andern kein Unterschied gemacht werden.

Politisch und militärisch liegen die Dinge viel weniger einfach. Der Kampf um die Befreiung der kolonisierten und ausgebeuteten Völker, die Suche nach einem dritten Weg zwischen ungehemmtem Kapitalismus und totalitärem Kommunismus und der Widerstand gegen die Verlagerung des geopolitischen Gleichgewichts zugunsten der Sowjetunion sind nicht zu trennen. Das führt oft zu Prioritätskonflikten zwischen der Ost-West-Achse und der Nord-Süd-Achse bzw. zwischen dem diplomatisch-strategischen und dem sozial-wirtschaftlichen Aspekt des Problems, die man – wenn auch höchst unvollkommen – nur von Fall zu Fall lösen kann.

Was die kommunistischen Regime selbst anlangt, so hat jede westliche Strategie ihnen gegenüber – sei sie nun atlantisch, europäisch oder französisch – ebenfalls die verschiedenen Dimensionen zu beachten, doch mit einem verschiedenen Akzent, je nachdem, ob man sich auf eine kürzere oder längere Frist einstellt und ob man es mit dem Zentrum des sowjetischen Imperiums oder seiner Peripherie zu tun hat.

Mit der UdSSR ist eine dauerhafte Lösung, die den Ost-West-Konflikt und die Spaltung Europas beenden würde, nur von einer Umwandlung des kommunistischen Regimes zu erwarten, die nicht von aussen herbeigeführt werden kann, weder durch Druck oder Sanktionen, noch durch Konzessionen oder Handelsbeziehun-

gen. Kurz- oder mittelfristig kann die Lösung nur im «Containment» oder in der Aufrechterhaltung des Gleichgewichts liegen, was eine begrenzte wirtschaftliche Zusammenarbeit nicht ausschliesst, ebensowenig wie einen partiellen und provisorischen Modus vivendi zur Vermeidung von Missverständnissen und einer unbeabsichtigten Eskalation etwa im Mittleren Osten oder im Bereich des militärischen Wettbewerbs wie den chemischen Waffen oder den Anti-Flugkörpern.

Demgegenüber kann sich im Fall der neuesten Verbündeten der UdSSR, Angola und Nicaragua, eine aktive wirtschaftliche und diplomatische Politik darum bemühen, Präsenz und Einfluss als Gegengewicht gegen die Bindungen an Moskau fühlbar zu machen, sowie als Bremse gegen die weitere Entwicklung dieser Länder in die Moskauer Richtung zu wirken.

Der Fall Osteuropa liegt etwa in der Mitte: es ist der UdSSR zu nah und zu wichtig für sie, als dass es hoffen könnte, ihrer Aufsicht zu entrinnen, dem Westen aber kulturell zu eng verbunden und zu stark wirtschaftlich von ihm abhängig, als dass dieser nicht seinen Einfluss zur Geltung bringen könnte, sei es auf der sozialen Ebene, sei es durch die Vermittlung der einzelnen Regierungen oder der Sowjetunion selber, durch Gewährung von diskreter und manchmal mit unausgesprochenen Vorzugsbedingungen verbundener Wirtschaftshilfe. Auch hier liegt jeder Fall anders. An erster Stelle stehen die besonderen Beziehungen zwischen ost- und westeuropäischen Ländern, allen voran zwischen den beiden Deutschland, wobei man nicht vergessen darf, dass diese sich weder über die globale europäische Solidarität noch über das ost-westliche Gleichgewicht hinwegsetzen können.

Nation und Europa

Auf diese Weise stellt sich das Problem der nationalen und europäischen Identität. Im Gegensatz zu den allzu einfachen Vorstellungen eines idealistischen Internationalismus oder technokratischer Weltbeherrschungsideen macht sich die Nation beinahe überall bemerkbar; als Forderung nach Identität und Autonomie, gerade zu dem Zeitpunkt, an dem die wirtschaftliche und technische Interdependenz dem Nationalstaat einen grossen Teil seiner Aktions- und Herrschaftsmöglichkeiten raubt. Damit gewinnt Europa an Bewusstsein seiner Identität und seiner besonderen Situation, was es an Macht und Einfluss eingebüsst hat.

Es könnte aber auch sein, dass sich ein «Bäumchen, wechsle dich» mit der Bundesrepublik Deutschland abspielt, die das Ureigentliche ihrer Geschichte, ihrer Situation und ihrer nationalen Interessen wiederentdeckt, nachdem sie so leidenschaftlich in Europa eine «Ersatz-Identität» gesucht hat.

Alle Deutschen, einschliesslich derjenigen, die wie Egon Bahr oder Günter Gaus den Schwerpunkt bei der Nation und zugleich bei der Entwicklung der Bindungen zum anderen Deutschland suchen, wissen dennoch, dass gegenwärtig eine zwischendeutsche Einigung eine europäische Einigung voraussetzt, und dass das deutsche Problem nur innerhalb eines europäischen Rahmens gelöst werden kann. Doch an diesem Punkt ergeben sich Dilemmas.

Zunächst haben die Entspannung und die Entwicklung der deutsch-deutschen Beziehungen einerseits und die Solidarität mit den Dissidenten und mit Polen auf der andern Seite den Begriff Europa über die Gemeinschaft der Zehn in Richtung auf Mittel- und Osteuropa erweitert – den Teil des Kontinents übrigens, in dem die europäische Idee am lebendigsten ist. Heute Europäer zu sein heisst die Spaltung Europas überwinden zu wollen. Doch besteht, besonders in Deutschland, der Eindruck einer falschen Symmetrie in der Lage der beiden Deutschland und der beiden Europa. Da wird den kommunistischen Staaten Mittel- und Osteuropas eine repräsentative Rolle und eine Autonomie verliehen, die sie in Wirklichkeit nicht haben. Schmal und gefahrenreich ist der Spielraum zwischen einem Rückzug des Europa der Zehn auf sich selbst, der Osteuropa seinem Schicksal überliesse, und der Schöpfung eines Pan-Europa, das den Unterschied der Regime ableugnen und damit das Entstehen einer Autonomie verhindern würde.

Auf der Ebene der Sicherheit zeigt sich das Dilemma in dem Gegeneinander von zwei verschiedenen Wegen. Der eine führt zu einem «atomfreien Europa von Portugal bis Polen», wie das Schlagwort der englischen «Campaign for European Nuclear Disarmament» lautet, das zugleich der sowjetischen Idee von Europa als einer entnuklearisierten Zone wie den Vorstellungen eines ständig zunehmenden Flügels der SPD von Mitteleuropa entspricht. Der andere Weg führt zu einer europäischen Verteidigung, die einen selbständigen Pfeiler innerhalb der NATO bilden und unter Umständen eines Tages an deren Stelle treten könnte. Um glaubhaft zu sein, müsste diese europäische Verteidigungskraft eine vermehrte Verständigung und Aktionsgemeinschaft zwischen den atomaren und nichtatomaren Mächten Europas einschliessen und möglicherweise die Anwesenheit von französischen oder auch englischen taktischen Atomwaffen auf deutschem Boden, mit einem zwei verschiedene Schlüssel voraussetzenden System.

Der erste Weg droht zu einem unberechenbaren Deutschland in einem neutralisierten und von der Sowjetunion beherrschten Europa zu führen. Der andere läuft Gefahr, die Spaltung Deutschlands und Europas weiter zu vertiefen, Westeuropa in geringerem Masse von den Vereinigten Staaten geschützt und in erhöhtem Masse von der UdSSR bedroht zurückzulassen, Osteuropa noch stärker an die Sowjets zu ketten. Vorrang der Ungleichartigkeit, Vorrang des Gleichgewichts beider, weist zugleich auf den Vorrang des Weges zu einer europäischen Verteidigung. Doch diese ist für Deutschland nur annehmbar und für die Entwicklung Osteuropas nur günstig, wenn sie von Anstrengungen begleitet wird, auf dem Kontinent das Wettrüsten zu begrenzen und die wirtschaftliche Interdependenz wie die wechselseitige kulturelle Durchdringung zwischen seinen beiden Hälften zu steigern.

Jenseits der Schlagworte

Die atomare Abschreckung durch vorher angekündigte Repressalien, die Spaltung Europas, die Beherrschung Osteuropas durch die UdSSR und die Abhängigkeit Westeuropas von den

Vereinigten Staaten sind Tatsachen, die von den Europäern immer unwilliger hingenommen werden und die aus den verschiedensten Gründen und im unterschiedlichsten Masse unerwünscht sind. Auf kurze Sicht dagegen ist keine davon zu vermeiden und hat auch bisher keine einen einleuchtenden Ersatz gefunden. Es kann sich nur darum handeln, sie abzuschwächen und mit der Errichtung von Strukturen anzufangen, die ganz allmählich und teilweise ihre Bedeutung mindern.

Zu diesem Zweck muss man sich sowohl von vereinfachenden Schlagworten wie «Lieber rot als tot» oder «Auflösung aller Blöcke» freimachen wie von deren Widerlegung durch nicht weniger einfältige Formeln. Die Wahl zwischen «rot oder tot», wie immer man sie treffen mag, verfälscht das Problem. Weit eher handelt es sich um die von Albert Camus formulierte Forderung: «Weder Opfer noch Henker!» Es lässt sich leicht beweisen, dass die Würde des Menschen auf seiner Bereitschaft beruht, sein Leben für seine Freiheit zu opfern. Schwieriger dagegen ist die Behauptung, dass diese Würde darin besteht, lieber Millionen unschuldiger Menschen umzubringen als sich mit anderen Mitteln zu verteidigen. «Weder rot noch tot» ist für beinah alle akzeptierbar, aber es setzt voraus, dass das Problem schon gelöst ist. Es geht darum zu wissen, in welchem Masse man, um weder rot noch tot zu sein, eine gewisse Gefahr auf sich nehmen muss.

Diese Einschätzung der Risiken liegt ebenfalls einer «Anti-Yalta»-Strategie zugrunde. Man kann den europäischen Status quo weder global akzeptieren noch mit einem Schlage zurückweisen.

Die Formulierung von Willy Brandt: «Um den Status quo zu ändern, muss man ihn erst einmal anerkennen», gilt noch immer, aber man muss vor allen Dingen wissen, bei welchem Aspekt des Status quo man mit dem Akzeptieren anfangen muss und welchen man als ersten in Frage stellen sollte. Die Pazifisten und zunehmend auch die Sozialdemokraten scheinen der Meinung zu sein, dass man damit beginnen sollte, durch Denuklearisierung Europas seine Spaltung zu überwinden.

Ich meine im Gegenteil, dass das militärische Gleichgewicht der stabilste und positivste Bestandteil der europäischen Situation ist, dass man ihn verstärken müsste, wenn er erschüttert wäre, selbst wenn das auf kurze Sicht (besonders wenn man die amerikanische Präsenz vermehrt) die Spaltung noch vertiefen würde, und dass man im Schutz dieses Gleichgewichts und auf der Ebene der zwischengesellschaftlichen Beziehungen die Veränderungen vorantreiben sollte, die den Status quo eines Tages seinerseits abändern könnten.

Was nun die deutsch-französische Zusammenarbeit anlangt, so ist klar, dass man von keinem dieser beiden Länder verlangen kann, dass es auf seine ureigenen Interessen verzichtet. Es wäre ebenso unsinnig, den Deutschen Atomwaffen vorzuschlagen oder von ihnen zu fordern, auf die Entspannung oder auf das Bemühen um eine besondere Form der Beziehungen zwischen den beiden Deutschland zu verzichten, wie von den Franzosen zu verlangen, dass sie auf ihre Atomwaffen verzichten oder wieder in die NATO eintreten. Doch ist unbedingt für den Frieden, für die Freiheit und

für Europa erforderlich, dass die beiden Länder sich darauf einigen, sowohl der deutschen Deutschlandpolitik und Ostpolitik wie der atomaren und konventionellen Strategie der Franzosen einen europäischeren Sinn zu geben.

Pierre Hassner

Alberto Giacometti und Ernest Hemingway – eine geistige Verwandtschaft

Es ist das Verdienst Reinhold Hohls, die primär literarische und philosophische Zeitgenossenschaft Alberto Giacomettis aufgezeigt zu haben. Sartre zählt zu den wichtigsten Autoren. Zu den verwandten Geistern gehört Camus, insbesondere aber Beckett. Entsprechungen finden sich auch im *nouveau roman* (Butor, Robbe-Grillet). In einem 1978 erschienenen Aufsatz hat Hohl sogar Berührungspunkte mit Hofmannsthal nachgewiesen. Die enge geistige Verwandtschaft zu Ernest Hemingway jedoch blieb bisher unbeachtet.

Die Kongenialität beginnt schon damit, dass es weder bei Hemingway noch bei Giacometti eine Kluft zwischen der bürgerlich-privaten und der künstlerischen Sphäre gibt. Das, was sie kunstvoll gestalten, kennen sie nicht nur gründlich – sie sind es auch. (Gemeint ist freilich nicht eine simplifizierende Gleichsetzung von Darsteller und Dargestelltem.) Massstab beim künstlerischen Prozess ist für beide stets die *«ewige, basaltene Wahrheit»* (Giacometti). Ihre problemgeladenen, vieldeutigen Werke, in denen sie es unternommen haben, der Erscheinungsweise der Realität den tieferen Sinn zu entlocken, sind Lösungsversuche jenes Rätsels, das wir Wirklichkeit nennen. Dabei wird dem Stil als Mittel zur wahrheitsgetreuen Aussage ein äusserst hoher Stellenwert beigemessen. Seine bestürzende Einfachheit und Kargheit ist Abbild unerbittlicher Lebenswirklichkeit, wobei der Zug ins Allgemeingültige, Gleichnishafte, ja Mythische unverkennbar ist. Die ästhetische Auffassung gründet bei beiden auf einer Art Empfindungswahrheit: Dasein erfahren wir – das wusste schon Kant – nicht rational, sondern emotional. Das wahre Wesen der Dinge lässt sich somit erst aus der Distanz der Erinnerung erkennen, jener Erinnerung, die aus dem gemeinsamen Quell schöpft, der alle Menschen miteinander verbindet und den C. G. Jung das kollektive Unbewusste genannt hat.

Kongruenz des Denkens und Fühlens

Damit sind wir bereits zum gemeinsamen inneren Kern vorgestossen. In beiden Werken steht der Mensch im Mittelpunkt, selbst dann, wenn nicht direkt von ihm die Rede ist. Stets werden die Figuren mit Grundwahrheiten

konfrontiert, stets geht es um die Suche nach dem wahren menschlichen Sein. Die Übereinstimmung geht so weit, dass Giacomettis langgestreckte, dürre Stabgestalten sich oftmals wie Illustrationen zu Hemingways dichterischem Werk ausnehmen und umgekehrt, Hemingways dürre Staccato-Texte als beredte Kommentare zu Giacomettis skulpturalen Ausrufezeichen aufgefasst werden können. Von einer Gegenüberstellung der beiden zunächst so verschieden erscheinenden Werke darf man sich daher eine wechselseitige Erhellung erhoffen.

Als exemplarisch erweist sich die Kurzgeschichte *«In Another Country»* (1927) (nicht zu verwechseln mit dem Roman *A Farewell To Arms,* der in der deutschen Übertragung ebenfalls den Titel *In einem andern Land* trägt). Der äussere Handlungsablauf ist, wie immer, äusserst knapp angelegt, denn was wirklich vor sich geht, vollzieht sich im Innern der Figuren. – Ein paar im Kampf verwundete Offiziere der italienischen Armee treffen sich jeden Tag in einem alten, ehrwürdigen Mailänder Krankenhaus zur Behandlung. Meist kehren sie zusammen in die Stadt zurück, haben aber sonst keine Beziehungen zueinander. Was sie verbindet, ist – abgesehen vom urmenschlichen Bedürfnis nach Freundschaft, Liebe und Gemeinsamkeit – die Erfahrung des Krieges. Als Hauptfigur erweist sich der Major, von dem es heisst, er sei *«ein grosser Florettfechter gewesen und vor dem Krieg der beste Fechter Italiens»*. Ihm wurde im Kampf an der Front die rechte Hand fast ganz zerschmettert. Ihm, der nun dem Leben skeptisch, ja zynisch gegenübersteht, entreisst am Schluss der Geschichte der Tod – völlig unerwartet – auch noch seine Frau, mit der er sich kurz vorher verheiratet hat.

Was hat diese Schilderung an Beispielhaftem, Symbolisch-Überzeitlichem an sich? Betrachten wir Giacomettis Darstellung *«Platz»* (1950), so fällt eine markante, wenn auch unterschwellige Kongruenz des Denkens und Fühlens auf. Könnte es sich etwa um Verkörperungen jener Offiziere aus Hemingways Short Story handeln? (Das Erlebnis des Krieges sowie die Konfrontation mit dem Tod haben bekanntlich auch Giacomettis Schaffen entscheidend mitgeprägt.) – Vier Figuren stehen auf einer etwas erhöhten Plattform, befinden sich somit auf einer andern Erfahrungsebene. Durch die strenge Begrenzung der gemeinsamen Grundlage empfinden wir sie (wie Hemingways Protagonisten) als von der Umwelt Abgeschnittene, Heimatlose, Entwurzelte. – Ein anderer Aspekt wird in *«Der Platz»* (1948/49) sichtbar. Wiederum stellt eine Plattform, das Vom-Boden-Abgehobensein, das einzige verbindende Element dar. Die Bahnen dieser schreitenden Gestalten mögen sich wohl kreuzen, ein rein zufälliges Zusammentreffen ist wohl denkbar – eine wirkliche Begegnung hingegen findet auch hier nicht statt.

Übereinstimmung der Aussage herrscht selbst in bezug auf die Rolle der Frau, auf die sowohl die Bewegungen wie auch die Gedanken der Männer ausgerichtet sind. Damit wird der grundsätzlichen Beziehungslosigkeit und Agonie des Menschen eine wesentliche Komponente hinzugefügt: der unerfüllte, unerfüllbare Drang nach Zweisamkeit, die ungestillte, unstillbare Sehnsucht zu lieben und geliebt

zu werden. Trefflicher als mit diesen Gleichnissen menschlicher Verlassenheit und Isolation hätte Giacometti den Zustand in einem andern, fremden und unbekannten Land auch bei genauester Kenntnis von Hemingways Erzählung nicht zum Ausdruck bringen können.

Doch zurück zu den erstarrten Figuren auf dem *«Platz»*. Was mag es wohl gewesen sein, das sie so jäh zum Stillstand zwang? Wir können nur mutmassen, sehen aber, dass jedes Weitergehen absurd wäre, hätte es doch unweigerlich einen Absturz, ein Fallen in die alles ringsum beherrschende Leere zur Folge. Das sich letztlich als Schlüsselwort erweisende *«fall»* wird in Hemingways Text mehrmals bedeutungsvoll wiederholt. Im Unterschied zur deutschen Übersetzung «Herbst» evoziert der amerikanische Ausdruck weit mehr als nur die Vorstellung einer (wiewohl bedeutsamen) Jahreszeit. *«It was a cold fall and the wind came down from the mountains»,* schliesst der ouvertürenartig einleitende Abschnitt und nimmt so Ausgang und tiefere Bedeutung des Ganzen vorweg. Denn in der Tat bekommt der Major am Ende der Geschichte den scharfen, eisigen Wind aus den Bergen, wo ja Krieg herrscht, mit ganz besonderer Intensität zu spüren. Mit dem plötzlichen Tod des Lebenspartners wird sein Verlust total. Nichts bleibt ihm, ausser das nackte Leben. Geraubt ist ihm, dem verstümmelten und nutzlos gewordenen Offizier, nun auch noch jener letzte Rest an Hoffnung, der ihm das Leben – trotz allem – als lebenswert hatte erscheinen lassen.

Dass die von diesem Menschen gemachten Erfahrungen weit über das Kriegsgeschehen hinausgehen, verrät schon der erste Satz: *«In the fall the war was always there.»* Der Krieg ist also immer da. Immer!? (in der deutschen Fassung unverständlicherweise einschränkend mit «immer noch» wiedergegeben). In Hemingways symbolträchtiger Geschichte – wie in seiner Dichtung überhaupt – erweist sich der Krieg, der nie enden wollende Kampf, in dem es keine Sieger gibt, als Sinnbild für den Kampf ums Dasein, d. h. für den naturgemässen Zustand der Menschheit. (Schon allein damit wird offenkundig, wie nahe Hemingway Alberto Giacometti steht).

Gleichnishafte Bedeutung gewinnt auch das Wild, das «steif und schwer und ausgenommen» im selben kalten Wind baumelt. Denn steif geworden sind auch die Glieder der vom Leben Gehetzten und Gejagten; schwer lasten auf ihnen die Prüfungen, denen sie sich zu unterziehen hatten. *«Stiff and heavy and empty»,* schreibt Hemingway und erfasst damit weit mehr, als das einschränkende deutsche «ausgenommen». Denn *empty:* leer, hohl und öde – auch dieses Bild prägt sich durch sein mehrmaliges Erscheinen tief in unser Gedächtnis ein – ist alles geworden, aussen wie innen. Einsam und verlassen steht der Major am Schluss der Erzählung am Fenster und blickt gedankenverloren hinaus, hinaus in die gähnende Leere, die aus ihm herausquillt.

Geheimnisvoller Blick

Dass der Blick des Majors gleichgültig sein soll – wie mitunter behauptet wird –, ist wenig wahrscheinlich. Sein unmittelbar nach dem Hinschei-

den seiner Gefährtin gemachte Bekenntnis: «Ich kann mich nicht damit abfinden», zeigt anderes an, zumal der Major dabei über den Erzähler, an den die Worte gerichtet sind, hinweg zum Fenster hinaussieht. Mit diesem Verweis auf die Schlussszene, wo «er nur noch aus dem Fenster blickt», wird die Schlüsselstellung seines Geständnisses offensichtlich. «Ich bin völlig ausserstande, mich damit abzufinden», wiederholt er würgend. «Und dann ging er weinend, mit erhobenem Kopf, ohne sich umzusehen, aufrecht in militärischer (lies: soldatischer) Haltung, mit Tränen auf beiden Backen und sich auf die Lippen beissend, an den Apparaten vorbei zur Tür hinaus.»

Womit kann er sich nicht abfinden? Zweifellos mit dem unerwarteten Tod seiner jungen Frau. Indes – ist nicht auch hier mehr gemeint? Kann er einfach nicht ertragen, was ihm an Schicksalsschlägen zugestossen ist oder ist er grundsätzlich nicht bereit, seine missliche Lage so ohne weiteres hinzunehmen, sich widerspruchslos zu fügen und in sein Los zu schicken? Um diese Frage zu klären, kommen wir nicht darum herum, dem vielsagenden Blick zu folgen, der die Geschichte – typographisch zumindest – beschliesst, sie in Wirklichkeit jedoch ins Unendliche weiterverfolgt.

Dieser Blick, so will mir scheinen, gemahnt an jenen gleichzeitig fragenden, durchdringenden und wissenden Blick, der uns in Giacomettis Köpfen begegnet. (Die Vielzahl der geschaffenen Büsten und Köpfe hebt den Vorrang und die Eigenbedeutung, die dieser Künstler dem Kopf und damit dem Blick als Ausdrucksträger menschlicher Wirklichkeit zuerkannte, deutlich hervor.) Giacometti liefert gewissermassen die plastische Konkretisation jener erbarmungswürdigen, verstümmelten Kreatur, der alles leibliche stückweise weggehackt wurde. Was diesem Geschöpf bleibt, ist einzig der Kopf – das erschütternde Bewusstsein seiner Kreatürlichkeit, das Erkennen seiner wahren Existenzsituation. (So liesse sich auch das auf einen blossen Kopf reduzierte Wesen im Schicksalsraum «*Platz*» deuten.)

Was hat uns dieser, Giacomettis Figuren eigene, rätselhafte, mehr nach innen denn nach aussen gewendete Blick zu sagen? Auch hierfür vermag Hemingways Short Story einen wichtigen Hinweis zu geben. Dort nämlich verändert sich die Blickrichtung des Majors auf bedeutsame Weise. Während der Behandlungen im Spital sitzt er «aufrecht auf seinem Stuhl, die rechte Hand in die Maschine (von der er nichts hält) geschoben, und sieht dabei geradeaus auf die Wand». «Das Ganze sei Blödsinn», meint er eines Tages, «eine idiotische Idee», «eine Theorie wie jede andere». Und ein wenig danach – die Diskussion dreht sich jetzt um das Erwerben von Dingen, die man nicht verlieren kann –, bemerkt der Erzähler:

Er (der Major) sprach sehr aufgebracht und verbittert und sah beim Reden gerade vor sich hin.

«Aber warum sollte er es unbedingt verlieren?»

«Er wird es verlieren», sagte der Major.

Der unmittelbar darauffolgende lakonische Kommentar: «Er sah die Wand an», weist dieser unverhältnismässig grosses Gewicht zu, so dass wir ihre symbolische Bedeutung erahnen. Sie repräsentiert das Undurchdring-

liche. Dem Blick wird dort Einhalt geboten. Der Major kann die dahinterliegende Wirklichkeit nicht durchschauen, er sieht keinen Ausweg aus seiner prekären Lage, sieht nicht, wie es weitergehen soll. Er spürt nur, dass der Verlust unvermeidlich sein wird, falls es nicht gelingen sollte, Werte zu finden, die unverlierbar sind.

Das schlagartig hereinbrechende Schicksal jedoch macht ihn mit einemmal zu einem Sehenden. Seine Augen sind jetzt nicht mehr auf die Wand fixiert, denn sie haben einen Durchblick entdeckt. Was sie zu sehen bekommen, bleibt zwar in echt Hemingwayscher Manier unausgesprochen, wird uns aber indirekt angedeutet.

He looked straight past me and out through the window. Then he began to cry. «I am utterly unable to resign myself», he said and choked. And then crying, his head up, looking at nothing, carrying himself straight and soldierly, with tears on both his cheeks and biting his lips, he walked past the machines and out of the door.

Leider ist in der deutschen Übertragung das entscheidende, bedeutungsträchtige *looking at nothing* mit dem wenig aussagenden «ohne sich umzusehen» wiedergegeben, so dass dort die philosophische Dimension verlorengeht. Die weltanschauliche Komponente ist aber für das tiefere Verständnis von Hemingways Dichtung unerlässlich. Gleich Giacomettis Figuren stehen auch seine Protagonisten an der Schwelle zum Nichts und blicken, zu beredtem Schweigen verstummt, ins unausweichliche Ödland menschlicher Seinsweise.

Es wäre indessen verfehlt, wollte man die durch Erfahrung erworbene Erkenntnis der eigenen Nichtigkeit mit einem Durchschauen der Nichtswürdigkeit allen Seins gleichsetzen. Weder das Werk Hemingways noch dasjenige Giacomettis lassen eine derartige Schlussfolgerung zu. Im Gegenteil: ihre Figuren sind – nicht unähnlich König Lear und vor ihm Ödipus – durch die bestandenen Prüfungen zu Sehenden geworden; die sich schicksalhaft vor ihnen ausbreitende Leere erscheint ihnen nur so lange bar jeden Sinns, bis der Schrecken überwunden und aus Sicht Klarsicht, aus Kennen Erkennen geworden ist. Dann aber, wenn der leere Blick zum neuen Inhalt verheissenden Ausblick geworden ist, wird das existentielle Vakuum als Auftrag und Möglichkeit erkannt, als jene Freiheit, die in jedem Menschen wurzelt und die nach Sartre seine Existenz erst ausmacht.

Die Würde des Menschen

Explizit wird dieser Bewusstwerdungsprozess in dem sich ebenfalls vor dem Hintergrund des Krieges abspielenden Roman *A Farewell To Arms* (1929). Auch hier verliert der Protagonist am Ende den letzten übriggebliebenen Sinn seines Lebens. Seine Frau stirbt im Kindbett. Sein geistig-seelischer Zustand ist dem des Majors vergleichbar. Wie versteinert steht er allein im Totenzimmer. «Es war, als ob man einer Statue Lebewohl sagt.» Doch – so die Schlusszeile des Romans: «Nach einer Weile ging ich hinaus und verliess das Krankenhaus und ging im Regen ins Hotel zurück.»

Mit seinem *«Mann unter dem Regen»* (1948) – wie mit seinen *«Schreitenden»* überhaupt – hat Giacometti auch dieser Figur Hemingways in un-

übertrefflicher Weise Gestalt verliehen. Wiewohl steif und schwer und leer, der für ihn hohl und nichtig gewordenen Umgebung (vorerst) keinerlei Beachtung mehr schenkend, ist der Schreitende dem Leben zurückgegeben. (Vergleiche auch *«Schreitender Mann»* [1947] und *«Schreitender Mann II»* [1960].) Wenn auch nur zögernd einen Fuss vor den andern setzend, so als wollte er die Tragfähigkeit des Bodens unter seinen bleiernen Füssen ertasten, setzt er trotzdem mutig und beherzt seinen Weg auf der ihm vorgegebenen, schmalen Bahn fort. Und dies im vollen Bewusstsein, dass möglicherweise noch weitere Abgründe seiner harren, ehe die Bahn schliesslich ganz zu Ende ist. Die unmittelbare Seinserfahrung liess ihn erkennen, dass es die einzige Spur ist, der er folgen kann, folgen muss, will er seine Bestimmung als Mensch erreichen. Im andern Land hat er erfahren, was Hemingway im Roman in den zunächst rätselhaften Aphorismus kleidet: «Die Welt zerbricht jeden, und nachher sind viele an den zerbrochenen Stellen stark.»

Eine sinngemäss vergleichbare Aussage aus Giacomettis Aufzeichnungen wirkt erhellend: *«... wenn man vollkommen verloren ist ... wenn man dann, statt aufzugeben, weitermacht ... dann besteht Aussicht, dass man ein wenig weiterkommt. Und dann hat man nicht nur den Eindruck, ein wenig vorwärtszukommen, sondern plötzlich steht man ... wenn es auch eine Illusion sein mag – vor einem gewaltigen Durchbruch.»*

Die Bestimmung und die Grösse des Menschen liegt somit für beide nicht in blosser Schicksalsergebenheit oder gar dumpfer, wehmütiger Resignation. Nicht jammernd und ohne Hoffnung soll der Mensch davonschleichen wie ein erbärmlich wimmernder Hund. Vielmehr soll er seine Lage als etwas ansehen, woraus das innere Wesen Stärke und Mut schöpfen kann, um die stete Herausforderung des Lebens anzunehmen. Die Entschlossenheit, weiterzumachen, die wir im Werk Hemingways spüren, sie durchpulst auch Giacomettis Schreitende; der hartnäckige Trotz gegen die Mächte des Schicksals, den der Dichter durch Anspielungen und Verweise erhärtet, er wird vom bildenden Künstler durch die bei den männlichen Figuren nicht selten zur Faust geballten Hand bekräftigt.

Den angedeuteten Vergleich mit dem Hund finden wir ebenfalls in beiden Werken vor. Auch er kann nur einer einzigen Fährte nachspüren. Ein Zurück ist undenkbar, jedes Weitergehen höchst fragwürdig. In Giacomettis Darstellung aus dem Jahre 1951 vermögen die anatomisch seltsam durchgebogenen Beine die bemitleidenswerte Kreatur kaum zu tragen. Abgezehrt, spindeldürr und zerbrechlich schnuppert er niedergeschlagen und ohne jede Hoffnung nach etwas Essbarem, Substantiellem.

In *A Farewell To Arms,* kurz nach Beginn des letzten Kapitels, verlässt der Held nach einer durchwachten Nacht am Lager seiner in Wehen liegenden Frau das Krankenhaus, um etwas zu essen. Als er, wieder gestärkt, zurückkehrt, begegnet er einem streunenden Hund.

«Draussen, die Strasse entlang, warteten die Müllkästen der Häuser auf die Müllabfuhr. Ein Hund schnüffelte an einem der Kästen.»

«Was willst du denn?» fragte ich

und sah in den Kasten, um zu sehen, ob es was gäbe, was ich für ihn herausfischen könnte; aber obenauf war nichts als Kaffeegrund, Staub und verwelkte Blumen. «Da ist nichts, Hund», sagte ich. Der Hund ging über den Damm. Ich ging die Treppen in der Klinik hinauf . . .»

Unglücklicherweise verfehlt die deutsche Fassung ausgerechnet die Wiedergabe des Schlüsselwortes im ersten Satz: *«Outside along the street were the refuse cans from the houses waiting for the collector.»* Die «Müllabfuhr» weckt wohl kaum die vom Autor intendierte Assoziation zum gefürchtetsten und unerbittlichsten *collector,* jenem Sammler, nach dessen Vorbeikommen keinerlei Überreste mehr verbleiben. So wird der deutsche Leser aller Voraussicht nach auch den «Staub» und die «verwelkten Blumen» übersehen, die «obenauf» liegen.

Die Metaphorik des Originaltextes beugt jedem Zweifel vor: *«there was nothing on top but coffee-grounds, dust and some dead flowers».* Eindrücklicher als mit dieser durch die indirekte Sichtbarmachung der Gefühle des Helden bewerkstelligte Vorwegnahme des Romanausgangs könnte die zeitweilige Analogie der trostlosen, jeglichen Sinn entbehrenden Existenzsituation von Hund und Mensch nicht veranschaulicht werden. Da ist nichts übrig, was noch Substanz hätte, nichts, was wert wäre zu verweilen, um die Suche fortzusetzen.

Damit jedoch endet die vorübergehende Gleichsetzung von Mensch und Tier. Die Überlegenheit des homo sapiens wird evident. Im Gegensatz zum Tier, das ohne Verstand, gleichsam mit Blindheit geschlagen, verwahrlost umherstreunt, ohne zu wissen warum, ist dem Menschen die Fähigkeit gegeben, seine «Grundbefindlichkeit» zu erkennen und dadurch mit ihr zu Rande zu kommen. Vom Augenblick der Erkenntnis an sieht er sich zu neuer Würde aufgerufen, was ihm eine Selbstüberschreitung ermöglicht. Er ist und bleibt zwar ein Heimatloser in einem andern Land, doch einer, der gelernt hat, sich mit dem Unvermeidlichen, Unbegreiflichen, Unabänderlichen abzufinden – «aufrecht», «mit erhobenem Kopf», «geradeaus blickend», in würdevoller «soldatischer Haltung». So ist der Mensch – als Sehender – unbesiegbar. «Er kann zwar vernichtet, aber nicht besiegt werden.» *(Der alte Mann und das Meer.)* Die Welt ist zwar stärker als der Mensch, doch die Sinndeutung der Welt ist stärker als die Welt. In dieser Sinndeutung liegt – für Hemingway wie für Giacometti – die besondere Würde und Erhabenheit des Menschen; sie stellt jenen unschätzbaren Wert dar, der für denjenigen unverlierbar wird, dem das unaufhörliche Kämpfen darum wichtiger ist als das Siegen. Denn nur so wird sein Dasein zu einem einzigen, nie endenden Aufbruch.

Romeo Giger